

MUSTERHAUSARBEIT

Die studentische Hausarbeit – wie sie ist und woran das liegen könnte.
Überlegungen zu einem tragikomischen Phänomen

Hausarbeit im Modul XY für das Seminar
„Schreiben“

Leitung: Frau Prof. Dr. Fibel und Herr Prof. Dr. Wutz
SoSe 2015

vorgelegt von

Johannes F. Lehmann
Am Hof 1 d, 53113 Bonn
johannes.lehmann@uni-bonn.de

[Matrikelnummer]
[Hauptfach/1. Fach]
[Nebenfach/2. Fach]
56. Semester

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|----------|--|-----------|
| 1 | Einleitung: Die Fragestellung dieser Hausarbeit | 3 |
| 2 | Innere Gründe | 4 |
| 2.1 | Nachahmung versus Mund-zu-Mund-Beatmung | 4 |
| 2.2 | Sprache und Denken | 6 |
| 2.3 | Die Zeit des Schreibens | 9 |
| 3 | Äußere Gründe | 9 |
| 3.1 | BA/MA-Studiengänge | 9 |
| 3.2 | Die Regelstudienzeit | 10 |
| 3.3 | Internet und Copy-and-Paste | 11 |
| 4 | Fazit | 14 |
| 5 | Literaturverzeichnis | 15 |

1 Einleitung: Die Fragestellung dieser Hausarbeit

Hausarbeiten sind Texte, die geschrieben werden, damit man lernt, wie man sie schreibt. Wie sie geschrieben werden *sollen*, wird in der Regel in einer Fülle von Handbüchern, Handreichungen und Downloads zu Arbeitstechniken ausführlich erklärt sowie in Lehrveranstaltungen und Schreibwerkstätten intensiv erläutert:¹ Von der Themenfindung über die Gliederung, die Argumentation, den Umgang mit Zitaten, Fußnoten und Literaturverweisen bis hin zu Seitenrändern und Schriftgröße² – kein Aspekt bleibt unerläutert – insgesamt, so muss man leider sagen, mit oft sehr mäßigem Erfolg. In dieser Hausarbeit soll untersucht werden, warum – trotz intensiver Anleitungs- und Beratungsaktivität seitens der Lehrenden (und der Verlage) – die Lektüre für den Leser/die Leserin (i. e. den/die Dozenten/in), so oft frustrierend, ja niederschmetternd und zugleich aber auch mitunter so komisch ist. Wie kommt es, dass Hausarbeiten so oft sind, wie sie sind?

Um diese Frage zu beantworten, werde ich im Folgenden zunächst nach den *inneren* Gründen des Phänomens fragen: nach der Motivation und der Selbstständigkeit des

¹Helga Esselborn-Krumbiegel: Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen. 3., durchges. Aufl. Paderborn 2014. Dies.: Von der Idee zum Text. Eine Anleitung zum wissenschaftlichen Schreiben. 4., aktual. Aufl. Paderborn 2014. Monika Oertner / Ilona St. John u. a.: Wissenschaftlich schreiben. Ein Praxisbuch für Schreibtrainer und Studierende. Paderborn 2014. Martin Kornmeier: Wissenschaftlich schreiben leicht gemacht. Für Bachelor, Master und Dissertation. 6., aktual. Aufl. Bern 2013. Burkhard Moennighoff / Eckhardt Meyer-Krentler: Arbeitstechniken Literaturwissenschaft. 16., aktual. Aufl. Paderborn 2013. Roy Sommer: Schreibkompetenzen. Erfolgreich wissenschaftlich schreiben. Stuttgart 2013. Christine Stickel-Wolf / Joachim Wolf: Wissenschaftliches Arbeiten und Lerntechniken. Erfolgreich studieren – gewusst wie! 7., aktual. und überarb. Aufl. Wiesbaden 2013. Martha Boeglin: Wissenschaftlich arbeiten Schritt für Schritt. Gelassen und effektiv studieren. 2., durchges. Aufl. München 2012. Katrin Girgensohn / Nadja Sennewald: Schreiben lehren, schreiben lernen. Eine Einführung. Darmstadt 2012. Christiane Beinke / Melanie Brinkschulte u. a.: Die Seminararbeit. Schreiben für den Leser. 2., völlig überarb. Aufl. Konstanz 2011. Waldemar Kropp: Studienarbeiten interaktiv. Erfolgreich wissenschaftlich denken, schreiben, präsentieren. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Berlin 2010. Helmut Gruber: Wissenschaftliches Schreiben. Ein Praxisbuch für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften. Wien 2009. Andrea Bramberger / Edgar Forster: Wissenschaftlich schreiben. Kritisch – reflexiv – handlungsorientiert. 2., überarb. Auflage. Münster 2008. Eva-Maria Jakobs (Hg): Schreiben in den Wissenschaften. Frankfurt/Main 1997.

²In allen relevanten formalen Aspekten folgt diese Arbeit den Vorgaben aus dem *Merkblatt zum Abfassen von schriftlichen Hausarbeiten in der Abteilung für Neuere deutsche Literatur* des Instituts für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft, abrufbar unter: <http://www.germanistik.uni-bonn.de/studium/downloads/seminararbeiten/hinweise-zur-anfertigung-einer-seminararbeit-in-der-neueren-deutschen-literaturwissenschaft/view> (zuletzt abgerufen am: 03.09.2015).

Schreibens (2.1), dann nach dem Zusammenhang von Denken und Sprache (2.2) und schließlich nach der Zeit des Schreibens (2.3). Mit inneren Gründen sind solche Gründe gemeint, die die Schreibtätigkeit der Studierenden selbst betreffen.

Zum anderen werde ich nach den *äußeren* Gründen fragen: nach den Rahmenbedingungen der BA/MA-Studiengänge (3.1), nach der Regelstudienzeit (3.2) und nach den Verführungen durch das Internet (3.3). Diese Gründe betreffen die äußeren Voraussetzungen des Schreibens. In beiden Frageperspektiven muss jeweils zunächst der Befund erhoben werden, müssen die typischen und daher für eine Erklärungshypothese wichtigsten Phänomene dargelegt und interpretiert werden. Das soll jeweils in exemplarischer Weise geschehen.³ In einem Schlusskapitel werde ich schließlich versuchen, die Ergebnisse zusammenzufassen und ein Fazit zu formulieren.

2 Innere Gründe

2.1 Nachahmung versus Mund-zu-Mund-Beatmung

Die Nachahmung ist als ein Mittel des Lernens aus der Mode gekommen. Früher, als es noch nicht circa 30 Titel auf dem Buchmarkt gab, in denen man genau gesagt und gewissermaßen vorgesagt bekam, wie man eine Hausarbeit zu schreiben habe, waren die Studierenden gezwungen, nachzuahmen. In jenen längst vergangenen Zeiten, in denen es auch noch keine Schreibwerkstätten, Schreib-Mentorate oder orthographische bzw. grammatikalische Notfalltelefone gab,⁴ liehen sich die Studierenden im ersten Semester eine im günstigsten Fall mit 1,0 bewertete Hausarbeit einer Kommilitonin aus einem höheren Semester und schauten hier, wie die so gut Bewertete das eigentlich gemacht hatte. Sie schauten sich zum Beispiel die Einleitung an und zogen bereits hieraus den Schluss, dass eine Hausarbeit eine Einleitung haben sollte. Eine Schlussfolgerung, die nachahmungswillige Studierende auch anhand vieler Bücher ziehen konnten, wenn sie diese mit Blick auf das Nachzuahmende

³Es gibt mittlerweile gegenüber dem hier verwendeten exemplarischen Verfahren auch empirische Untersuchungen. Vgl. etwa: Helmut Gruber / Markus Rheindorf u. a.: Genre, Habitus und wissenschaftliches Schreiben. Eine empirische Untersuchung studentischer Texte. Wien 2006.

⁴Die Wirklichkeit ist immer noch satirischer als die Satire: Gabriele Bensberg: Survivalguide Schreiben. Ein Schreibcoaching fürs Studium. Bachelor-, Master- und andere Abschlussarbeiten. Vom Schreibmuffel zum Schreibfan! Berlin/Heidelberg 2013.

lasen. Weiter schauten sie sich an, *wie* die Einleitung gestaltet war und sie überlegten, warum das wohl so sei und zu welchem Zweck, und so kamen sie – mit dem Ziel, die Hausarbeit *nachzuahmen* – zu einer selbstständigen Schlussfolgerung hinsichtlich der Funktion der Einleitung. Etwas nachahmen ist, entgegen anderslautender Gerüchte, eine durchaus selbstständige geistige Tätigkeit, die erfordert, eigene Hypothesen zu bilden bzw. Schlussfolgerungen zu ziehen, um zu verstehen, *warum* etwas so ist, wie es ist, um es dann – im Sinne dieses erkannten oder zumindest unterstellten Sinns – nachahmen zu können. Nachahmen kann man nur das in diesem Sinne *selbst* Verstandene.

Und genauso verfuhr der Student auch in allen anderen die Hausarbeit betreffenden Fragen. Wollte er wissen, wie und warum man Fußnoten setzt, schaute er sich an, wie in seiner geliehenen Hausarbeit (und in allen anderen Büchern, die er so las) die Fußnoten aussahen, was in ihnen verhandelt wurde und was nicht, wie sie formal gestaltet waren – und dann, als er das verstanden hatte, machte er es einfach nach. Das heißt: Die Fähigkeit zur Nachahmung ist die Fähigkeit, selbstständig Sinn und Struktur einer Sache zu erfassen und dann wiederum selbstständig diesen Sinn und diese Struktur zu reproduzieren. Exakt dies ist gemeint, wenn schon Aristoteles in seiner *Poetik* davon spricht, dass der Mensch im Unterschied zu anderen Lebewesen dadurch gekennzeichnet ist, dass er „in besonderem Maße zur *Nachahmung* [(mimesis), J. L.] befähigt ist“.⁵ Diese anthropologische Fundierung der Fähigkeit zur Nachahmung erkennt man nach Aristoteles auch daran, dass Menschen Nachahmung Freude macht, und zwar insbesondere das Lernen durch Nachahmung: „Sie freuen sich also deshalb über den Anblick von Bildern, weil sie beim Betrachten etwas lernen und zu erschließen suchen, was ein jedes sei, z. B. daß diese Gestalt den und den darstelle.“⁶ Hat man dieses Prinzip der Nachahmung als eine Tätigkeit des *selbstständigen* Erschließens und der Sinnreproduktion einmal verstanden, versteht man auch, welche Arbeit einem die vielen Handreichungen und Handbücher zum Hausarbeitsschreiben eigentlich abnehmen wollen. Indem sie dem Leser/der Leserin sagen, *wie* es geht, ersparen sie ihm/ihr darüber nachzudenken, *warum* es so geht – und also das

⁵Aristoteles: *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übers. und hg. von Manfred Fuhrmann. Bibliographisch ergänzte Ausgabe 1994. Nachdruck Stuttgart 2012, S. 11. (Hervorhebung von J. L.) – Zum Begriff siehe Artikel „Mimesis“. In: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. 5., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2013, S. 527 f.

⁶Aristoteles, *Poetik*, S. 11 f.

Verstehen des Sinns der Sache. Auch an dieser, wie man sagen könnte, Mund-zu-Mund-Beatmung der heutigen Studierenden durch Anweisungsliteratur, die den Studierenden noch das eigene Atmen, nämlich die eigene geistige Tätigkeit abnehmen will, liegt es, dass die Fähigkeit zur Selbstständigkeit und zur selbstständigen Nachahmung leider immer seltener wird.

2.2 Sprache und Denken

Der Verlust dieser Nachahmungsfähigkeit ist ein Aspekt des Tragischen der heutigen Hausarbeitsliteratur. Ein Aspekt des Komischen ist dagegen die Sprache, wie sie in Hausarbeiten häufig anzutreffen ist. Warum diese einerseits komisch ist und doch, gemessen am Ziel, sprachliche Gegenstände mit Sprache zu beschreiben, zugleich nachgerade tragisch, wird am besten deutlich, indem ich einige Beispiele gebe, die dann auch Grundlage der folgenden Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Denken sein sollen:

- „Kleist verübt im Sinne der frz. Aufklärung Kritik an der Kirche.“
- „Fontane legt große Bedeutung auf die historische Faktizität seiner Werke.“
- „Lessing zieht zur Verdeutlichung einen Vergleich an.“
- „Dem Autor geht ein in hohem Maße reflektiertes Verständnis der Gegenwart hervor.“
- „Jeronimo wird mit einer Gefängnisstrafe getadelt.“
- „Zaches Ruhmestaten werden im Rahmen der Arbeit nicht skizziert, da sie deren Umfang überschreiten.“
- „Die historischen Grundlagen werden hinterleuchtet.“

All diese Beispiele zeigen, dass es Probleme bereits auf der Ebene des Satzes, ja auf der des Wortgebrauchs gibt. Das wirkt sich zugleich auf alle anderen Ebenen der Hausarbeit und die Schritte ihrer Erstellung aus, auf den lesenden und verstehenden Umgang mit Texten sowie auf die eigene Argumentation, auf ihre Genauigkeit,

ihre Logik und ihre Nachvollziehbarkeit. Insofern das Schreiben einer literaturwissenschaftlichen Arbeit darin besteht, sprachliche Gegenstände mit Sprache zu beschreiben, geht es insbesondere darum, mit sprachlichen Unterscheidungen zu arbeiten.⁷

Nehmen wir als Beispiel den oben bereits zitierten Satz: „Jeronimo wird mit einer Gefängnisstrafe getadelt.“ Offenbar wollte der/die Autor/in mit dem hier zum Einsatz gebrachten Verb „tadeln“ – stilistisch durchaus ehrgeizig – die Wiederholung vermeiden, die sich ergibt, wenn man das passendere Verb „bestrafen“ benutzt: „Jeronimo wird mit einer Gefängnisstrafe bestraft.“ Gleichwohl ist es schlicht falsch, eine Gefängnisstrafe als Tadel zu bezeichnen. Das erkennt man, wenn man über die Worte ‚tadeln‘ und ‚strafen‘ ein wenig nachdenkt – ein Nachdenken, das zeitaufwendig ist, zu dem aber dennoch hier animiert werden soll. Was ist ‚tadeln‘? Zuallererst ein Sprechakt. Jemanden tadeln heißt, ihn verbal auf eine Verfehlung aufmerksam zu machen oder ein Verhalten zu kritisieren. Übt man diese Kritik nicht verbal, sondern mittels einer Handlung, sagen wir mit einer Ohrfeige, so sprechen wir eben nicht mehr von Tadel. Wir sagen nicht: Er wurde mit einer Ohrfeige getadelt, sondern wir sagen: Er wurde mit einer Ohrfeige bestraft. Offenbar liegt das daran, dass ‚bestrafen‘ nicht in erster Linie eine Sprechhandlung, sondern eine Handlung bezeichnet. Das gilt auch für die Oppositionsbegriffe: Das Gegenteil von ‚tadeln‘ ist ‚loben‘, das Gegenteil von ‚bestrafen‘ aber ‚belohnen‘. Man kann also sagen, ein Häftling wird mit vorzeitiger Entlassung aufgrund guter Führung belohnt, aber nicht gelobt.

Umgang mit Sprache ist Arbeit an Unterschieden,⁸ sowohl beim Lesen und Verstehen als auch beim Schreiben.⁹ Umgang mit Sprache setzt daher eine permanente Aufmerksamkeit für sprachliche Unterscheidungen voraus. Das gilt nicht nur auf der Ebene des Wortgebrauchs (Kleist „verübt“ Kritik, statt Kleist *übt* Kritik!), sondern auch auf der Ebene von Grammatik und Logik. Nehmen wir den Satz: „Zaches Ruhmestaten werden im Rahmen dieser Arbeit nicht skizziert, da sie deren Umfang überschreiten.“

⁷Hierzu Heinrich Bosse: Verstehen. In: Ders. / Ursula Renner (Hg.): Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. 2. überarb. Aufl. Freiburg i. Br. 2010, S. 67–84.

⁸Zur These, dass sich sprachliche Bedeutungsunterschiede allein aus den Verschiedenheiten in der Sprache ergeben, siehe Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hg. von Charles Bally. 2. Aufl. Berlin 1967, S. 132–146, bes. S. 143.

⁹Zur Rolle sprachlicher Unterschiede beim Lesen und Verstehen vgl. das Themenheft Heinrich Bosse / Ursula Renner (Hg.): *Literarisches Verstehen* der Zeitschrift Der Deutschunterricht 62 (2010). Heft 4.

Die Rede ist von E. T. A. Hoffmanns Kunstmärchen *Klein Zaches*, in dem erzählt wird, wie Zaches durch einen Zauber für die Taten der anderen jeweils den Ruhm einheimst.¹⁰ Abgesehen davon, dass „Ruhmestaten“ nicht der treffende Ausdruck und auch das Verb „skizzieren“ hier nicht wirklich am Platze ist, geht es mir hier um den Nebensatz und die in ihm gegebene Begründung: Die Anzahl der Ruhmestaten überschreitet den Umfang der Hausarbeit. Das ist offensichtlich logisch ein Unding! Die Taten des Zaches haben mit dem Umfang der Hausarbeit nichts zu tun. Was mit dem Umfang der Hausarbeit allerdings durchaus zu tun hat, ist die *Darstellung* oder *Beschreibung* der Taten. Falsch ist also das „sie“ im Nebensatz, „da sie ihren Umfang überschreiten“, weil sich das Pronomen auf die Ruhmestaten bezieht. Richtig wäre dagegen, „da ihre *Darstellung* den Umfang der Arbeit überschreiten würde.“ Ein kleiner, aber feiner Unterschied.

Der Prozess des Schreibens vollzieht sich im Grunde immer als ein Lesen des bis jetzt gerade Geschriebenen – und dies eben ist die eigentliche Denkarbeit, die man auch als permanente Selbstbefragung des selbst Geschriebenen fassen könnte: Sagt der Satz, den ich gerade geschrieben habe, auch das, was ich sagen will? Stimmen die grammatischen und logischen Bezüge? Stimmen die sprachlichen Bilder (oder sind sie unfreiwillig komisch, wie in dem Satz *Lessing zieht einen Vergleich an* – er passt ihm wie angegossen)? Stimmen Worte und Begriffe? Will ich wirklich dieses Verb benutzen oder wäre ein anderes passender? Und so weiter. Diese selbstkritische Befragung dessen, was man geschrieben hat, ist Denkarbeit, insofern es Arbeit an Unterscheidungen ist. Sie ist die einzig wirklich unverzichtbare Tugend des Schreibens, sie ist ungeheuer anstrengend (denn immer könnte man es vielleicht noch genauer, noch treffender sagen) und sie ist daher ungeheuer zeitraubend. Sie ist aber gerade in der Langsamkeit des Prozesses des Suchens, Probierens und Findens der sprachlichen Unterscheidungen mitunter ungeheuer beglückend, denn man sieht und versteht durch diesen Prozess auch den (sprachlichen) Gegenstand, den man beschreiben will, immer genauer und gleichsam unterschiedener.

¹⁰Vgl. E. T. A. Hoffmann: *Klein Zaches* genannt *Zinnober*. In: Ders.: *Sämtliche Werke* in sechs Bänden. Hg. von Wulf Segebrecht, Hartmut Steinecke u. a. Frankfurt/Main 1985–2004. Bd. 3. S. 531–649.

2.3 Die Zeit des Schreibens

Die Zeit des Schreibens ist knapp. Das war wohl schon immer so, auch wenn es durch die BA/MA-Reform sicher noch schlimmer geworden ist. Jeder Satz ist, so gesehen, notwendig ein Kompromiss mit der Zeit, die einem fehlt, um den Satz noch besser zu machen oder diesen oder jenen Text auch noch zu lesen etc. Die Kompromissbereitschaft vieler heutiger Studierender ist allerdings mittlerweile auf ein Maß angewachsen, dass im eigentlichen Sinne von einem Kompromiss gar nicht mehr gesprochen werden kann. Man denkt etwas Vages und Ungenaues und schreibt es genauso hin, vage, ungenau, oft grammatisch falsch oder begrifflich unpräzise – und schon schreitet man zum nächsten Satz. Gerade das, was die Denk- und Schreibearbeit ausmacht, die zeitliche Dehnung, die Verzögerung, das Nochmal- und Gegendenken, das Wieder- und Wiederlesen des Textes und des selbst Geschriebenen, dieser zeitraubende Prozess fällt zunehmend aus.

Man muss das Problem aber neben der quantitativen zeitlichen Dimension auch einmal von der zeitlich-qualitativen Seite beleuchten. Wie lange der Prozess des Schreiben-und-Denkens tatsächlich dauert, ist nämlich ab einem bestimmten Grad der konzentrierten Versenkung ins Denken und Schreiben absolut zweitrangig, ja mehr noch, man erreicht durch die Intensität dieser Versenkung einen gleichsam zeitlosen Zustand, in dem die Zeit mehr oder weniger aufgehoben scheint. Einfacher gesagt, wenn man sich auf den Text und das Schreiben als Arbeit an Unterscheidungen wirklich einlässt, dann passiert es, dass man die Zeit ganz einfach vergisst. Und eben dies sind dann Momente, die sinnvoll sind, nicht nur, weil man in ihnen (mutmaßlich) gute Sätze schreibt.

3 Äußere Gründe

3.1 BA/MA-Studiengänge

Die Einführung der BA/MA-Studiengänge und des Creditpoint-Systems unternimmt den Versuch, Verstehens-, Denk- und Schreibzeit rein quantitativ zu erfassen, im sogenannten Workload. Für 30 Stunden Arbeitszeit gibt es einen Creditpoint (ECTS-Punkt) gemäß dem European Credit Transfer System. Davon abgesehen, dass dieses

Transfersystem gerade den europäischen Austausch weitgehend verhindert, den es fördern sollte, sind die Effekte vor allem auf mentaler Ebene verheerend. Hausarbeitsseitenzahlen und Arbeitsstunden permanent im Rahmen eines Währungssystems aufeinander zu beziehen, fördert natürlich vor allem jene Mentalität, wie sie rationalem Handeln in Währungssystemen beim Umtausch auch sonst entspricht, nämlich für möglichst wenig möglichst viel zu bekommen. Studierende, die demgegenüber der Idee aller Bildung folgen wollen, gemäß der es darum geht, Zeit zu verlieren und nicht Zeit zu gewinnen (Rousseau), müssen also bewusst gegen das System und dessen Systemrationalität handeln. Die Erfahrung, dass Zeit als Maß für Produktivität im Studium – im Gegensatz zur Sphäre der Wirtschaft – gerade keine Rolle spielt (eben das war eine der Kernideen der Gründer der sogenannten Humboldt-Universität), kann so nur noch im Ausnahmefall gemacht werden. Das Schreiben einer Hausarbeit setzt aber eben jenes Bewusstsein des Zeithabens voraus, sodass es in jene Erfahrung von Zeitlosigkeit als Sinnmoment geistiger Produktivität umspringen kann.

Die Währungsrationalität gilt allerdings nicht nur für die einzelne Hausarbeit, die, so sie etwa mit 6 CP bezahlt wird, einem Zeitumfang von 180 Stunden entsprechen soll ($180 \text{ durch } 8 = 22,5$ Tage), sondern für das ganze Studium, das im Falle des BA mit einer Gesamtzeit von 5400 Stunden (= 180 CP) veranschlagt wird. Diese Zeit wiederum, die Regelstudienzeit, darf, so zumindest wird der Eindruck (und wiederum der Zeitdruck) erzeugt, keinesfalls überschritten werden.

3.2 Die Regelstudienzeit

Die Regelstudienzeit, die für heutige Studierende einem Fetisch gleichkommt, der deren Überschreitung mit dem Strafluch lebenslanger Hartz IV-Existenz ahndet, ist einer schreib- und denknotwendigen zeitvergessenen Versenkung natürlich nicht zuträglich. In der allgemeinen Drift der Bildungszeitverkürzung, die unsere Gesellschaft seit dem sogenannten Pisa-Schock (2001) erfasst hat, erscheint es im andauernden Kampf um das Überleben mit womöglich zukunftsfitterer Konkurrenz nicht mehr plausibel, sich für Denken und Schreiben Zeit zu nehmen, obwohl gerade diese Zeit die eigene Zeit des Sinnerlebens wäre. Viel zu volle Stundenpläne, aus Angst zusammengestellt, den Vorgaben zuwiderzuhandeln, fördern die Haltung eines effektiven Pragmatismus als Normalfall. Not täte dagegen, die Regelstudienzeit als

das zu sehen, was sie ist, eine fiktive „Regel“, die man auch als solche behandeln kann, zumal bei Überschreitung, abgesehen von Bestimmungen zum BAföG, gerade keine realen, sondern allenfalls imaginäre Sanktionen drohen.¹¹ Neben allen realen Veränderungen der Studiengänge und ihrer konkreten Ausgestaltung der Workloads ginge es darum, sich – freilich gegen den allgemeinen Trend – bewusst für die eigene Studienzzeit und womöglich gegen die Regelstudienzzeit zu entscheiden. Wer das tut, muss wirklich Schreiben als Tätigkeit des Denkens betreiben wollen!

3.3 Internet und Copy-and-Paste

Zu guter Letzt muss auch noch ein Wort zu den medialen Voraussetzungen des heutigen Hausarbeitsschreibens gesagt werden. Denn abgesehen davon, dass Texte schreiben ungeheuer anstrengend und in diesem Anstrengungs- und Denkgluck wie bereits erwähnt auch ungeheuer zeitaufwendig ist, sind Texte ja immer schon da. Und weil im PC – erstaunliches und absolutes Novum in der Geschichte aller Schreibmedien – das Schreibgerät zugleich das Lesegerät ist, verschwindet der Unterschied zwischen einem Text, den man findet und liest, und einem Text, den man selbst formuliert. Der fremde und der eigene Text sind auf demselben Gerät und nur durch den minimalen Abstand zweier gleichzeitig geöffneter Fenster voneinander entfernt. Mit einem einfachen Computerbefehl von Copy-and-Paste kann so das Gelesene eines bereits existierenden in das Fixfertige eines selbst herzustellenden Textes (Schreiben erscheint hier nicht mehr als das richtige Wort¹²) verwandelt werden. Wenn aber alle Texte im Grunde schon da sind und auch schon an der Stelle, an der der eigene Text erscheinen soll, warum soll man sich dann noch die mühevollen, risikoreichen und zeitraubenden Arbeit des Selbstschreibens machen?

¹¹Darauf, dass gerade in der Wirtschaft keine ganz jungen, sondern eher lebenserfahrene Absolventen gebraucht werden, wies erst kürzlich der Präsident der Hochschulrektoren, Horst Hippler, hin: „Viele Studenten haben auch Angst, Zeit zu verlieren. Dabei will die Wirtschaft gar nicht die ganz Jungen. Es geht an Hochschulen um Bildung und Reife, das braucht Zeit. Dass Tempo um jeden Preis nichts bringt, hat die Wirtschaft mittlerweile erkannt. [. . .] Das hat sich nur noch nicht bei allen Studenten herumgesprochen.“ Ulrike Nimz / Johann Osel: ‚Akademikerschwemme, so ein Quatsch‘. Der Präsident der Hochschulrektoren, Horst Hippler, warnt davor, berufliche Ausbildung und Studium gegeneinander auszuspielen. Universitäten dürften aber ihren wissenschaftlichen Anspruch nicht gefährden. In: Süddeutsche Zeitung (10.08.2015), Nr. 182, S. 12.

¹²Auch in der Anweisungsliteratur ist dann nicht mehr vom Schreiben die Rede: Andreas Preißner: Wissenschaftliches Arbeiten. Internet nutzen – Text erstellen – Überblick behalten. 3., grundl. überarb. Aufl. München 2012.

Selbst schreiben als die Arbeit, selbst zu formulieren, verliert so an Plausibilität. Oder anders gesagt, da die mediale Notwendigkeit entfällt, selbst zu schreiben, bleibt nur noch exakt jene mühevoll Denkarbeit als plausibler Grund des Schreibens übrig, der man als zeitsparende/r pragmatisch-effektive/r Regelzeitstudierende/r so gerne aus dem Weg gehen möchte. Früher war das Selbstschreiben schon medial notwendig. Selbst da, wo man zitierte, abschrieb oder einfach zusammenfasste, musste man doch selbst den Stift in die Hand nehmen und selbst Worte niederschreiben oder die Buchstaben selbst in die Maschine tippen. Da konnte man auch gleich selbst formulieren. Da man um das medial-bedingte Selbstschreiben nicht herumkam, konnte man auch geistig selbst schreiben; heute dagegen, wo man um das medial-bedingte Selbstschreiben durch Copy-and-Paste so leicht herumkommt, fehlt sozusagen die mediale Einladung oder Nötigung zum geistigen Selbstschreiben. Kurz: Das Selbstschreiben ist keine mediale, sondern nur noch eine geistige Notwendigkeit. Und diese müssen Studierende wiederum gegen die Systemrationalität aus Pragmatismus und Zeitknappheit selbst plausibilisieren. Schreiben als Denken muss man auch auf dieser Ebene heute wirklich selbst wollen.

Es lohnt daher vielleicht, zum Schluss eine kleine Plausibilisierungshilfe zu geben, die das Selbstschreiben als Selbstdenken begründen hilft. Hilfestellung gibt der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, der im Jahre 1793 in seinem Text *Beweis der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks* begründet, warum das Selbstformulieren ein notwendiger Bestandteil des Verstehens und des Aufbaus des eigenen geistigen Haushalts ist:

Jeder hat seinen eigenen Ideengang, seine besondere Art, sich Begriffe zu machen und sie untereinander zu verbinden: dies wird, als allgemein anerkannt, und von jedem, der es versteht, sogleich anzuerkennend, von uns vorausgesetzt, da wir hier keine empirische Seelenlehre schreiben. Alles, was wir uns denken sollen, müssen wir uns nach der Analogie unserer übrigen Denkart denken; und bloss durch dieses Verarbeiten fremder Gedanken, nach der Analogie unserer Denkart, werden sie die unsrigen: ohne dies sind sie etwas Fremdartiges in unserem Geiste, das mit nichts zusammenhängt und auf nichts wirkt. [. . .] Da nun reine Ideen ohne sinnliche Bilder sich nicht einmal denken, vielweniger anderen darstellen lassen, so muss freilich jeder Schriftsteller seinen Gedanken eine gewisse Form geben, und kann ihnen keine andere geben als die seinige, weil er keine andere hat; aber er kann durch die Bekanntmachung seiner Gedanken gar nicht Willens seyn, auch diese *Form* gemein zu machen: denn

niemand kann seine Gedanken sich zueignen, ohne dadurch, dass er ihre Form verändere. Die letztere also bleibt auf immer sein ausschliessendes Eigenthum.¹³

Gedanken müssen eine Form haben, nur so kann man sie übermitteln und nur so kann man sie selbst auch tatsächlich *haben*. Diese Form, diese Formulierung erhält der Gedanke, der tatsächlich niemandem gehört, in der eigenen Sprache, d. h. nach Analogie unserer übrigen Denkart, und ist dann als formulierter Gedanke in dieser Form individuell und nur uns eigen. Fremde Gedanken kann man sich nur aneignen – und was wäre der Sinn des Studiums, wenn nicht dies? – indem man sie *selbst* formuliert, indem man sie mittels der eigenen Sprache in eine eigene Form bringt, in der diese Gedanken nun Teil des eigenen Denkhauhalts werden. Und genau deshalb sollte man auch *selbst* schreiben. Durch Copy-and-Paste kann man sich (widerrechtlich) die (fremdbleibende) Form des Gedankens aneignen, aber nicht die Gedanken selbst. Betrogen ist daher nicht nur der plagiierte Autor, sondern zugleich der Form-Dieb, der sich um die Gedanken betrügt, die er sich so gerade nicht aneignen kann.

¹³Fichte, J. G.: Beweis der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks. Ein Raisonement und eine Parabel. In: Fichtes Werke. Hg. von Immanuel Hermann Fichte. Werkausgabe. 11 Bde. Nachdruck Berlin 1971. Bd. VIII. S. 223–244, hier: S. 227 f. Die eckige Klammer mit drei Punkten markiert, dass ich einige Zeilen des Fichtetextes hier ausgelassen habe, da sie mir für meine Argumentation an dieser Stelle verzichtbar erscheinen. Der Text wird künftig im Text unter der Sigle (Fichte 1971, VIII) mit Angabe der Seitenzahl zitiert.

4 Fazit

Ich habe in dieser Hausarbeit nach den Gründen für das Scheitern so vieler studentischer Hausarbeiten gefragt und dabei innere und äußere Gründe unterschieden und sie gesondert betrachtet. Die inneren Gründe betrafen die Motivation der Schreibenden selbst, die äußeren Gründe dagegen die strukturellen Bedingungen der Organisation des Studiums und der Medienverhältnisse. Als ein zentraler Aspekt, der sich auf beiden Seiten fand, erwies sich das Moment der Zeit. Sowohl für die selbstständige Nachahmung wissenschaftlicher Texte als auch für die Unterscheidungsarbeit in der Sprache erwies sich die aufzuwendende Zeit als Problem. Auch auf der Ebene der äußeren Gründe zeigte sich immer wieder, dass Strukturmaßnahmen der Studienorganisation (Workload, Regelstudienzeit) Zeitfragen sind.

Zugleich aber wurde erkennbar, dass sich dahinter eine viel tieferliegende Problematik verbirgt. Zeit ist sozusagen nur das Deckproblem für ein anderes Problem, das man als Energie- und Willensproblem bezeichnen könnte. Zum einen auf der Ebene der inneren Gründe: Hier zeigte sich, dass es im eigentlichen Sinne um die Energie geht, selbstständig nachzuahmen, selbstständig sprachliche Unterscheidungen zu treffen, zu befragen und solange gegenzubefragen, bis die Sätze wirklich stimmen. Mehr als Zeit kostet dies Energie und Willensanstrengung.

Ebenso auf der Ebene der äußeren Gründe: Da die Zeitknappheit auf allen organisatorischen Ebenen permanent als Zeitdruck erzeugt wird, muss das eigene zeitraubende und denkende Schreiben gewissermaßen gegen die Systemrationalität gesetzt und gewollt werden – und gegen die Tatsache, dass nicht-selbstgeschriebene Texte so verführerisch nah sind. Auch hier sind es letztlich Energie und Willensanstrengung, die als einzige Mittel verbleiben, um die eigene Denk-, Schreib-, Lern- und Sinnzeit gegen die pragmatische Effektivität und die Verluste des so verlockenden Selbstbetrugs zu verteidigen. Wichtiger als es richtig zu machen, ist, es *selbst* machen zu *wollen*. Dieses *Wollen* ist das Wollen dessen, was zugleich notwendig ist, denn, so noch einmal Fichte: „So muss freilich jeder Schriftsteller seinen Gedanken eine gewisse Form geben, und kann ihnen keine andere geben als die seinige, *weil er keine andere hat*“. (Fichte 1971, VIII, 24, Hervorhebung von J. L.) Genau deshalb wurde in dieser Musterhausarbeit auch keine Anweisung gegeben, sondern nur ein Beispiel, das man nachahmen kann.

5 Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Aristoteles: Poetik. Griechisch/Deutsch. Übers. und hg. von Manfred Fuhrmann. Bibliographisch ergänzte Ausgabe 1994. Nachdruck Stuttgart 2012.
- Fichte, J. G.: Beweis der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks. Ein Räsonnement und eine Parabel. In: Fichtes Werke. Hg. von Immanuel Hermann Fichte. Werkausgabe. 11 Bde. Nachdruck Berlin 1971. Bd. VIII. S. 223–244.
- Hoffmann, E. T. A.: Klein Zaches genannt Zinnober. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Wulf Segebrecht, Hartmut Steinecke u. a. 6 Bde. Frankfurt/Main 1985–2004. Bd. 3, S. 531–649.

Sekundärliteratur

- Beinke, Christiane / Melanie Brinkschulte u. a.: Die Seminararbeit. Schreiben für den Leser. 2., völlig überarb. Aufl. Konstanz 2011.
- Bensberg, Gabriele: Survivalguide Schreiben. Ein Schreibcoaching fürs Studium. Bachelor-, Master- und andere Abschlussarbeiten. Vom Schreibmuffel zum Schreibfan! Berlin/Heidelberg 2013.
- Boeglin, Martha: Wissenschaftlich arbeiten Schritt für Schritt. Gelassen und effektiv studieren. 2., durchges. Aufl. München 2012.
- Bosse, Heinrich / Ursula Renner (Hg.): Themenheft „Literarisches Verstehen“. Der Deutschunterricht 62 (2010). Heft 4.
- Bosse, Heinrich: Verstehen. In: Ders. / Ursula Renner (Hg.): Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. 2., überarb. Aufl. Freiburg i. Br. 2010. S. 67–84.
- Bramberger, Andrea / Edgar Forster: Wissenschaftlich schreiben. Kritisch – reflexiv – handlungsorientiert. 2., überarb. Auflage. Münster 2008.
- de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hg. von Charles Bally. 2. Aufl. Berlin 1967.
- Esselborn-Krumbiegel, Helga: Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen. 3., durchges. Aufl. Paderborn 2014.
- Dies.: Von der Idee zum Text. Eine Anleitung zum wissenschaftlichen Schreiben. 4., aktual. Aufl. Paderborn 2014.

- Girgensohn, Katrin / Nadja Sennewald: Schreiben lehren, schreiben lernen. Eine Einführung. Darmstadt 2012.
- Gruber, Helmut / Markus Rheindorf u. a.: Genre, Habitus und wissenschaftliches Schreiben. Eine empirische Untersuchung studentischer Texte. Wien 2006.
- Gruber, Helmut: Wissenschaftliches Schreiben. Ein Praxisbuch für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften. Wien 2009.
- Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft (Hg.): Merkblatt zum Abfassen von schriftlichen Hausarbeiten in der Abteilung für Neuere deutsche Literatur, URL: <http://www.germanistik.uni-bonn.de/studium/downloads/seminararbeiten/hinweise-zur-anfertigung-einer-seminararbeit-in-der-neueren-deutschen-literaturwissenschaft/view> (zuletzt abgerufen am: 03.09.2015).
- Jakobs, Eva-Maria (Hg.): Schreiben in den Wissenschaften. Frankfurt/Main 1997.
- Kornmeier, Martin: Wissenschaftlich schreiben leicht gemacht. Für Bachelor, Master und Dissertation. 6., aktual. Aufl. Bern 2013.
- Kropp, Waldemar: Studienarbeiten interaktiv. Erfolgreich wissenschaftlich denken, schreiben, präsentieren. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Berlin 2010.
- Moennighoff, Burkhard / Eckhardt Meyer-Krentler: Arbeitstechniken Literaturwissenschaft. 16., aktual. Aufl. Paderborn 2013.
- Nimz, Ulrike / Johann Osel: ‚Akademikerschwemme, so ein Quatsch‘. Der Präsident der Hochschulrektoren, Horst Hippler, warnt davor, berufliche Ausbildung und Studium gegeneinander auszuspielen. Universitäten dürften aber ihren wissenschaftlichen Anspruch nicht gefährden. In: Süddeutsche Zeitung (10.08.2015), Nr. 182, S. 12.
- Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 5., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2013.
- Oertner, Monika / Ilona St. John u. a.: Wissenschaftlich schreiben. Ein Praxisbuch für Schreibtrainer und Studierende. Paderborn 2014.
- Preißner, Andreas: Wissenschaftliches Arbeiten. Internet nutzen – Text erstellen – Überblick behalten. 3., grundl. überarb. Aufl. München 2012.
- Sommer, Roy: Schreibkompetenzen. Erfolgreich wissenschaftlich schreiben. Stuttgart 2013.
- Stickel-Wolf, Christine / Joachim Wolf: Wissenschaftliches Arbeiten und Lerntechniken. Erfolgreich studieren – gewusst wie! 7., aktual. und überarb. Aufl. Wiesbaden 2013.